Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift

Band: 7 (1897)

Heft: 3

Artikel: Über den Anthropomorphismus oder die Vermenschlichung der Natur im Denken und in der Sprache : 3. Teil

Autor: Bosshart, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-789023

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Über den Anthropomorphismus
oder
die Vermenschlichung der Natur im Denken und in der Sprache.

Von Dr. J. Bosshart.

V.

Nachdem sich der Mensch seine Götter- und Geisterwelt nach eigenem Muster zurecht gemacht hatte, fing er das umgekehrte Werk bei sich selber an. Hatte er vorher die Naturkräfte und die von ihm geahnten Geister vermenschlicht, so vergötterte er jetzt seinesgleichen, oder machte doch wenigstens Halbgötter aus ihnen. Und was war natürlicher als das? Wurde der Gott als Mensch gedacht, warum sollte nicht auch der Mensch göttlich sein? Kann ich a für b setzen, so wird auch b für a gelten können. Diese Anschauung spiegelt sich in vielen Volkssagen wieder, deren Helden ein Mittelding zwischen Gott und Mensch sind und manchmal ganz deutlich die Merkmale göttlicher Art an sich tragen, wie z. B. der feueratmende Dietrich von Bern und das ganze Geschlecht jener gewaltigen Recken, welche menschliche Kraft weit übertreffen. Aber dabei blieb die menschliche Phantasie noch nicht stehen. Hatte sie bei der Mythenbildung nach oben geschaut, so schaute sie nun unter sich, um sich mit der Tierwelt abzugeben und sie auf ihre Art zu organisiren. Hiebei macht sich wiederum der Trieb geltend, den Kindern der Phantasie eine Staatsform zu geben; ja es scheint sogar Lust vorhanden gewesen zu sein, auch die Pflanzenwelt zu einem geordneten Königreich zu fügen: „Die Bäume gingen hin, dass sie einen König über sich salbeten und sprachen zum Ölbaum: Sei unser König!“ (vgl. Buch der Richter IX, 8—15.) Aber es blieb bei vereinzelten Versuchen, denn die am Boden haftenden, Leben nur durch Grünen und Wachsen verratenden Pflanzen, boten der Phantasie zu wenig Nahrung. Um so reichhaltigere Beziehungen boten die Tiere, besonders die Bewohner des Waldes und Feldes. Diejenigen, welche der Mensch sich unterworfen

hatte, das Rind, das Schaf, das Pferd, der Hund, waren ihm zu wohl bekannt, als dass er sie hätte vermenschlichen, als seinesgleichen anerkennen können. Er züchtete sie, nahm dankkar, was sie ihm boten und brachte sie wohl auch als sein teuerstes Besitztum den Göttern dar. Aber dabei hatte es sein Bewenden. Ganz anders stand er den wilden Tieren gegenüber, die mit ihrer Scheuheit, Unbezähmbarkeit und mit ihrem Unabhängigkeitstrieb seine Phantasie mächtig packten. Er erkannte an ihnen Eigensinn, also einen ausgesprochenen Willen; er mochte in ihnen fast etwas gottähnliches erblicken,[1]) besonders in den zwischen Himmel und Erde schwebenden Vögeln, die ihm als Götterboten erschienen und durch ihren Flug mancherlei Dinge zu erkennen gaben.

Es fiel dem Menschen auch nie ein, ein wildes Tier zu opfern, denn wusste man, was man in ihm darbrachte? Geht ja doch durch die ganze heidnische Mythologie der Glaube, die Himmlischen verwandeln sich zuweilen in wilde Tiere. Das Vermögen, die Gestalt zu ändern, wurde später auch Zaubern und Hexen zugeschrieben, und wie lange Zeit hat sich der Glaube an Werwölfe erhalten!

Einen besondern Eindruck hat wohl die Stimme der Tiere auf den Menschen gemacht; dieselbe wurde lange als eine eigentliche Sprache angesehen, die aber nur den Weisen, wie König Salomo, bekannt sei. Vor allem wird der Gesang der Vögel den Sinn der Menschen zu allen Zeiten gefangen genommen haben,[1]) und wer weiss, ob der Mensch ohne diese Vorbilder je dazu gekommen wäre, zu singen und zu musi-

---

[1]) Dass die Tiere bei einzelnen Völkern, z. B. bei den Egyptern, zu der Ehre kamen, als göttliche Wesen verehrt zu werden, ist bekannt. Im Aberglauben spielen sie auch bei uns noch eine Rolle: Schwalben und Störche gelten als Glücksvögel, während Elstern, Spinnen und Schlangen Unheil verkünden. Den Germanen verhiess Rossgewieher und der „Angang“ (Begegnung) von Wölfen, Hirschen, Bären und Ebern Glück, während der Hase ein Unglücksbote war. Näheres bei Grimm, D. M. S. 1081 ff.

[1]) Gern beschäftigt sich der Volkswitz damit, den Ruf der Vögel in menschliche Sprache zu übersetzen. So ruft z. B. der Fink dem Morgenwanderer zu: „He—he, bist = bist scho wieder so früje!“; den über Land auf Besuch Gehenden fragt er: „Wie wît? wie wît witt?“ Lässt sich dann das Weibchen allein vernehmen: „nid deheim, nid deheim, wieder hei!“ so ist es sicher, dass der Gang vergeblich sein wird. —

Die Meise sagt zu den Bräuten: „Zît isch do, Zît isch do!“ — und zu den fleissigen Hausmüttern: „Zît isch do, Mugge z'foh!“ (Aus Rochholz, Alemann. Kinderlied, S. 76 und 81.)

Die Wachtel ruft den Faulen zu: „Bück den Rück!“; den Lateinern: „Dic cur hic?“; den Schnupfern: „Schnupftabak!“; den Katholiken: „Maria, bitt für uns!“ etc. (Zeitschr. f. Ethnologie, 1873, S. 76.)

ziren. Auch die Sinnesschärfe der Tiere musste dem Menschen eine hohe Meinung von ihnen geben und ihn zu dem Glauben führen, es entspreche ihr eine gleich grosse Schärfe des Verstandes. Dass man in den Tieren eine Seele vermutete, geht aus den zahlreichen Volkssagen hervor, wo man den Teufel statt einer Menschenseele diejenige eines Tieres fangen lässt.

Die Anfänge der Tiersage entstanden wahrscheinlich in der Urheimat der Arier: bei allen Völkern arischen Ursprungs lassen sich ihre Spuren nachweisen. Die ersten Aufzeichnungen wurden von den Griechen gemacht, und in der Form, die Äsop ihnen gab, haben die Tiergeschichten ihre Reise durch die Welt gemacht. Aber hier schon ist die Tiersage nicht mehr rein: das epische Element ist von dem didaktischen in den Hintergrund gedrängt worden und statt des Epos haben wir die Fabel. Da in dieser Form die alte Tiersage ihren eigentlichen Charakter abgestreift hatte, blieb sie auch inhaltlich nicht rein erhalten. Neben die redenden Tiere traten Pflanzen und sogar leblose Dinge und handelten und gaben Lektionen wie Schulmeister. Waren ursprünglich die Haustiere ausgeschlossen, oder traten sie nur in nebensächlichen Rollen und wohl erst in einer spätern Zeit auf, so ist in der Fabel dem Hund, dem Esel, dem Lamm, dem Bock ein weites Feld eingeräumt.

Wollen wir die alte Tiersage in verhältnismässig reiner Form antreffen, so müssen wir bei den Germanen einkehren. Da finden wir einen Staat, an dessen Spitze ein König steht. Dieser König war ursprünglich der Bär, das stärkste Jagdtier Mitteleuropas. Als die äsopschen Fabeln nach der Völkerwanderung den Germanen bekannt wurden, verdrängte der Löwe den Braunen, ohne jedoch das ganze diesem gehörende Gebiet in seine Macht zu bekommen: neben ihm tritt der Bär in einzelnen Überlieferungen bis ans Ende des Mittelalters als Staatsoberhaupt auf. An der Seite des Königs sind besonders der Wolf und der Fuchs zu grossem Ansehen gekommen als Vertreter der unentbehrlichsten Eigenschaften der Naturvölker: der Tapferkeit und der Schlauheit, der eine unter dem Namen Isengrim, was etwa Eisenhelm oder Eisenmaske bedeutet, und der andere als Reinhart (franz. renard) = der im Rat Starke. Dann, als man die Tiere vermenschlicht hatte, musste man ihnen billigerweise auch Namen geben, wie man umgekehrt nicht Anstand nahm, die Menschen nach Tieren zu benennen. Das beweisen Familien- und Vornamen wie Bär, Wolf, Wölflin, Adolf, Rudolf, Wolfgang u. s. w.

Die im Tierepos vorkommenden Vierfüsser benehmen sich ungefähr wie Menschen, deren Parodie sie sind. Im „Reineke Fuchs“, dem nach einer Fahrt nach Frankreich auf deutschen Boden zurückgekehrten ger-

manischen Tierepos, tritt uns ein treues Abbild des Feudalwesens entgegen. Um den König, der ein Gemisch von Stärke und Schwäche, von äusserem Glanz und innerer Ohnmacht ist, gruppiren sich die Vasallen, die eigentlich mächtiger sind als er und ihn als eine Art Spielzeug behandeln. Diese Vasallen werden für gewisse Verdienste belehnt, so der Elefant mit dem Königreich Böhmen und die Olbente mit der Abtei Erstein. — Dem kriegerischen, räuberischen Mittelalter musste von Zeit zu Zeit ein Landfrieden geboten werden: die Tiere in ihrem Reich befolgten das Beispiel der Menschen. Als der Fuchs das Gebot missachtet, wird ihm der Prozess gemacht; dabei wird das gesetzliche Zeremoniell peinlich beobachtet. Wie z. B. der Fuchs der ersten und zweiten Vorladung nicht folgt, macht Randold, der Hirsch, den Vorschlag, man wolle ihn ohne weiteres fangen und hängen; da sprach aber „der elephant irbolgin“:

„man sol nâh ime senden 1640
botin unze an drî stunt.“ [1])

Als der Luchs einen Versuch macht, Isengrim und Reinhart zu versöhnen, wird dazu ein Tag angesetzt; an diesem erscheinen die beiden, aber nicht allein, sondern nach echt germanischer Sitte, begleitet von der ganzen Verwandtschaft: jener von den grossen, dieser von den kleinen Tieren.

Spiegelt sich das öffentliche Leben der Menschen im Tierepos wieder, so natürlich auch das intimere. Einmal brechen die Wölfe in den Klosterkeller ein und berauschen sich; Isengrim singt in der Weinlaune ein Lied, lockt so die Leute herbei und muss es sich gefallen lassen, dass sie ihm das Fell gerben. — Die Tiere versetzen ihre Kleider; so kann Reinhart den Bären höhnen:

„. . . . guete her capilân 1599
war hânt ir iwer huotelîn getân?
hânt irz gesezzit umbe wîn?“

Sie schwören und fluchen wie Menschen, manchmal sogar auf Lateinisch:

daz sprich ih bî dem eide mîn 1632
in nomine patris, was sol diz sîn? 738

[1]) Diese wie die folgenden wörtlich angeführten Stellen sind dem Reineke-Fragment entnommen, das Jak. Grimm in seinem Sendschreiben an K. Lechmann veröffentlicht hat (Leipzig 1840). Die Zahlen rechts entsprechen den dort angegebenen Versnummern.

Sie beten, und kehren sich dabei nach Osten (wider ôstert er sih kêrte 938), denn sie haben auch eine Religion, ein Paradies, eine Hölle, einen Herrgott und einen Teufel:

du verst dem diuvel in die hant. 952

Reinhart sagt, er sei Schulmeister im Paradies:

mir ist diu scôle hinne bevolhen. 893

Auch an Ironie fehlt es nicht. Während der Gerichtsverhandlung kommen Schantecler, der Hahn, und Pinte, die Henne, einher und tragen auf einer Bahre ihre von Reinhart getötete Tochter. Der König hat einen solchen Zornausbruch, dass der Hase vom Fieber befallen wird. Bruno, der Kaplan des Königs, hält der Henne das Totenamt; der fiebernde Hase aber legt sich auf das frische Grab und schläft ein. Beim Erwachen ist er vom Fieber befreit und nun erkennt männiglich, dass Schanteclers Tochter eine Heilige war und kanonisirt werden müsse.

Es liegt in der Natur der Sache, dass in die Vermenschlichung des Tierreichs sich nicht so viel Idealismus weben liess, wie in die Helden- und Göttersagen. Es muss dem Menschen widerstrebt haben, den Tieren, an denen er tatsächlich keine edeln Eigenschaften erkennen konnte, ideale Züge zu verleihen, und so begnügte er sich, an ihnen vor allem die tierischen Eigenschaften der Menschen zur Darstellung zu bringen. Bei der Erschaffung der Götter war der Zug ins Erhabene, hier das Wohlgefallen am gemeinen vorherrschend. Dementsprechend hat auch Reinhart, der nach und nach die andern Tiere zurückdrängt und schliesslich trotz seiner Freveltaten triumphirend aus dem Konflikt hervorgeht, wenn wir seine Schlauheit und seinen an Listen nie verlegenen Geist in Abzug bringen, nichts sympathisches mehr. Nur die zweite Hauptperson, Isengrim, besitzt, in der ursprünglichen Form der Sage wenigstens, echt deutsche Kühnheit; aber es fehlt ihr zum eigentlichen Helden eben das, was man dem Tier nicht geben kann: der humane Zug, die wahre Menschlichkeit. Der Wolf ist grausam; es kann sich an ihn, als an den Vertreter der rohen Kraft, der Erfolg, der Sieg nicht heften.

Schöne Denkmäler aus jener Zeit, in der „die Tiere noch sprachen", sind uns in unserm kostbaren Märchenschatz erhalten geblieben, der zum Teil nichts enthält, als aus dem grossen Gefüge der Tiersagen abgebröckelte Stücke. Die Zugehörigkeit der Märchen zur Tiersage wird schon durch die Tatsache bewiesen, dass die Charakterisirung der Tiere hier wie dort die gleiche ist: der Fuchs ist der Schläuling, der Wolf der räuberische, grausame Vielfrass, der Bär der plumpe bonhomme.

VI.

Die Zoologen haben die Beobachtung gemacht, dass jedes tierische Wesen den Entwicklungsgang seiner Art von der Zelle bis zum ausgebildeten Typus in den Hauptstadien zu durchlaufen hat. In Bezug auf das Werden des Intellekts wird dieses Gesetz keine volle Gültigkeit haben, weil die Erziehung an Stelle des natürlichen Ganges getreten ist. Man kann deshalb von der Kindersprache keine zuverlässigen Schlüsse auf die Entwickelung der Sprache im allgemeinen ziehen. Dennoch macht man an den Kleinen Beobachtungen, die eine dunkle Ahnung von dem Geistesleben der jungen Menschheit geben können. Die erzieherische Einwirkung der Erwachsenen vermag eben die Natürlichkeit der Empfindung und der Anschauung, die die Kinder bis zu einem gewissen Grad mit dem Urmenschen gemein haben mögen, nicht gleich zu trüben und zu verdrängen. Die Dinge sind für sie nicht was für uns und es wäre ein grosser Irrtum, zu glauben, der Begriff, den ein Kind von einem Ding hat, sei mit dem unsrigen identisch, weil es das gleiche Wort dafür braucht. Wie gerne sie Sachen und Tiere menschlich denken, haben wir schon früher erwähnt; ihre naive Naturbetrachtung zeigt sich auch in den Ammenreimen und Kinderrätseln. Diese pflanzen sich nun freilich nicht immer direkt von Kind zu Kind fort, sondern werden manchmal den Jungen von den Alten übermittelt; aber wenn sich die Erwachsenen mit den Kleinen unterhalten wollen und es ihnen daran gelegen ist, von ihnen völlig verstanden zu werden, so müssen sie ihren hohen Kothurn ablegen und so gut es geht, wieder Kinder werden und ihre Sprache reden. So kommt es, dass das alte Sprachgut der Kindersprüche verhältnismässig wenig entstellt zu uns gelangt ist und sich in fast gleicher Gestalt bei den verschiedenen Gliedern einer Sprachfamilie vorfindet: in den Alpen wie in der norddeutschen Ebene, in England wie in Skandinavien. Und auch da, wo sich der Inhalt nicht deckt, tritt uns doch die gleiche Art des Vorstellens und Denkens entgegen.

Am meisten Interesse haben für unsern Zweck die Rätselfragen. Sie mochten bei unsern Vorfahren Prüfsteine des Verstandes und Witzes sein; ihre Entstehung aber verdanken sie wohl dem Bedürfnis, das der Mensch hat, neben das völlig zur Abstraktion gewordene Wort, die sinnliche Anschauung wieder zur Geltung zu bringen, neben das konventionelle Zeichen eine Art Definition zu setzen. Denn das ist meistens das Wesen des Volksrätsels, dass es die Merkmale eines Dinges, freilich oft in launiger Weise, aufführt und die Aufgabe stellt, das dazu gehörige Wort zu finden. Das Volksrätsel ist also ein Fluchtversuch der Sprache aus dem

Gebiet des Abstrakten, ein Versuch der Versinnlichung des Denkens. Es wird ursprünglich kaum der Kindersprache angehört haben, wohl aber einem Geschlecht, das kindlich sah und dachte. Als sich aber der Mensch immer entschiedener in einer Richtung entwickelte, die ihn von den Sinnen mehr und mehr unabhängig machen sollte, hat sich das Volksrätsel aus dem allgemeinen Sprachgebiet zurückgezogen in dasjenige der Kinderwelt, wo es den für sein Leben nötigen Boden, die Sinnlichkeit, noch antraf.

Eine grosse Anzahl dieser Kinder- und Volksrätsel zeigen uns in recht drastischer Weise, wie der naive Mensch es liebt, in den Dingen ihm verwandte Wesen zu erkennen. Eine wurmfrässige Haselnuss ist ihm eine Frau, die im Rock ein Loch hat:

's isch e Frau uf em Stöckli
Und bschauet ihr's Jüppe-Löchli.[1])

Die Kirsche, die der durstige Wanderer auf einem Baum am Rand des Weges sieht, ihm unerreichbar, aber dafür nur um so begehrenswerter, wird in seiner Vorstellung zu einem koketten Jüngferchen:

Es sitzt es Jümpferli ûf em Baum,
es hät am Röckli en rothe Saum,
am Herze häts en Härtestei:
säg, was es für nes Jümpferli sei[g].

Die Pappel, die ihren Kopf über alle andern Bäume hinausstreckt, dem Menschen aber wenig nützt und neben einem Apfelbaum eine wenig löbliche Rolle spielt, erscheint dem Volksgeist als ein Schellennarr:

Ein langer Narr, ein dürrer Mann,
Hat hunderttausend Schellen an.

Hübsch ist folgende Charakterisirung des Dachziegels:

Sind meh as hundert Gschwüsterli,
de eint, de schenkt em andren î,
sie sürflent all und alle,
der letzte loht's loh falle.

Mensch und Pflanze werden in der Anschauung vermengt in dem Rätsel vom Eiszapfen:

's wachst öppis i der Höchi
und lueget gäng nid-si,
es b'hebt de Chopf nid-si,
und chert d' Würzen ob-si.

---

[1]) Die Zitate sind aus Rochholz, Alem. Kinderlied, S. 235—254.

Hat der Volkswitz in den angeführten Beispielen die Dinge vermenschlicht, so kehrt er in den folgenden den Spiess um und „versachlicht“ den Menschen:

Es sind zwo Stöd,
uf dene zwo Stöd e Höhli,
uf der Höhli e Mülli,
oben am Dach zwee Sterne.

oder:

Zwo Stelze, e Bütti,
e Rîbi (Magen), e Chamere,
e Mülli, zweü See'li,
zwüschen inne es Bergli.

Einem Bauern konnte es sogar einfallen, seinen Mund mit einem Stall zu vergleichen.

's hät einer e Stal
voll wîsse Chüe,
wie meh as ne fröut,
wie nässer as s' hänt:
wie meh as er 'ne streut.

Aber auch in den eigentlichen Ammenreimen fehlt es nicht an Beispielen für die Erscheinung, die wir in ihren verschiedenen Gestalten aufsuchen. Einer der merkwürdigsten ist der folgende:

De isch is Wasser g'heit,
de hät en use zoge,
de hät en is Bett g'leit,
und de chlî Lecker hät's
em Vater und der Mueter g'seit.

Der Mensch fasst nicht nur die Aussenwelt als Objekt auf, sondern auch sich selbst und die Teile seines Körpers. Im Selbstgespräch redet man sich gerne mit du an, man ruft sich zu: „tu das!“, „lass' das bleiben!“ oder: „das tust du nicht!“, und in gleicher Weise unterhält man sich mit den verschiedenen Körperteilen: „Zittere nicht, meine Hand!“ „Wanke nicht, mein Fuss!“ „Lass' fahren, o Herz, lass' fahren!“ Besonders häufig werden die Hand und die Finger als selbständige Wesen aufgefasst, wobei die mannigfaltige Beweglichkeit, das Zusammenarbeiten der Finger, das man sonst nur bei Gruppen von Menschen wahrnimmt, einen nicht unwesentlichen Anteil gehabt haben mag. Die alten Griechen stellten die Finger in den Dienst einer Gottheit und stempelten sie so zu mythischen Wesen mit eigentümlichen Kräften und Eigenschaften, und auch bei unsern Vorfahren mussten ähnliche Anschauungen vorhanden sein, dafür spricht schon der ange-

führte Kinderreim. An ihm ist besonders die Rolle des kleinen Fingers merkwürdig: er ist der „Leider“, der Ankläger der Sippschaft. Er taugt freilich zum Arbeiten nicht viel, aber er zeichnet sich vor den andern durch sein Wissen aus: sind wir hinter ein Geheimnis gekommen, so hat es uns der kleine Finger gesagt (franz. mon petit doigt me l'a dit); haben wir etwas vollständig inne, so pflegen wir zu sagen, wir haben es im kleinen Finger. Er ist also der Gelehrte und Weissager.

Die Gabe, die Zukunft und die Wahrheit zu enthüllen, besass ursprünglich die ganze Hand, und es ist nicht zufällig, wenn man heutzutage noch in Scherz oder Ernst, aus den Linien der Hand den Charakter und das Schicksal eines Menschen erkennen will. Die Hand hatte von jeher bei der Verehrung der Götter und bei feierlichen Handlungen einen besondern Anteil: heute noch werden beim Beten die Hände gefaltet, der Segen wird mit Auflegen der Hand erteilt, der Flehende ringt die Hände oder erhebt sie zum Himmel („die Hände zum Zeus erhoben“). Wetten, Käufe, feierliche Versprechen, Glückwünsche und Leidbezeugungen, ja sogar die gewöhnlichen Begrüssungen werden mit einem Druck der Hand bekräftigt. Die gleiche symbolische Bedeutung schimmert in den Redensarten durch: er hat um ihre Hand angehalten; sie hat ihm ihre Hand gegeben; sie wurde ihm an die linke Hand getraut etc. Diese Gebräuche und Redensarten mögen deshalb entstanden sein, weil man die Hand, dieses wunderbare Werkzeug, als ein besonderes Gnadengeschenk der Götter auffasste und glaubte, sie stehe unter ihrem besonderen Schutz. So erklärt sich auch die Vorstellung, dass die Götter den Menschen die Wahrheit mit Vorliebe durch die Hand offenbaren. In schwierigen Rechtsfällen haben unsere Väter mit Vorliebe die Hand als Zeugen für oder wider die Person angerufen; denn da es bei den Gottesurteilen auf ein direktes Eingreifen der Himmlischen, auf ein Wunder ankam, wo konnte sich dieses leichter vollziehen, als gerade an der Hand? Die einfachste Art dieser an der Hand vorgenommenen Proben bestand darin, dass derjenige, der sich von einem Verdacht zu reinigen hatte, seine Hand eine Zeit lang ins Feuer halten, ein glühendes Eisen eine Strecke weit tragen, oder einen in heisses Wasser geworfenen Stein oder Ring herausnehmen musste, ohne sich zu verbrennen. Von diesen Ordalien rührt unsere Redensart her: „er hat sich die Finger verbrannt“; auch „für jemanden die Kastanien aus dem Feuer holen“, wird sich darauf beziehen, denn bei diesen Gottesurteilen war unter Umständen Stellvertretung gestattet. Dass an Stelle des Ringes oder des Steines Kastanien getreten sind, entkräftigt diese Annahme nicht; es

gab eben eine Zeit, wo man sich unter der ursprünglichen Redensart nichts vernünftiges mehr denken konnte und sie deshalb umformte.

Ein Schwur musste zu allen Zeiten nicht nur mit dem Mund, sondern auch mit der Hand abgelegt werden; dabei herrschte die Ansicht, dass der von der Hand, dem Symbol der Wahrheit und Allwissenheit geleistete Eid der wichtigere sei. Man nannte nicht den Mund, wohl aber die Hand meineidig und an ihr wurde auch die Strafe für den falschen Schwur vollzogen. Ursprünglich bestand das Schwören mit der Hand darin, dass man den Gegenstand, bei dem man schwur — ein Schwert, ein Kreuz, eine Reliquie — mit der rechten Hand berührte; später wurde die Berührung mit Zeige- und Mittelfinger üblich. Unsere Art des Eidablegens mit Emporhalten der drei „Schwörfinger", wird auf folgende Weise entstanden sein: am Ende des Mittelalters wurde meistens auf Reliquien geschworen; die Kefsen (capsa), in denen sie sich befanden, waren in der Höhe angebracht, so dass der Schwörende, der zudem meistens kniete, die Hand emporstrecken musste. Um die Kefse, wie damals vorgeschrieben war, mit Zeige- und Mittelfinger, und nur mit ihnen zu berühren, mussten der Goldfinger und der kleine Finger eingezogen werden, den Daumen dagegen, der ja stark zurücksteht, konnte man aufrechthalten. Als die Reliquien beim Schwören wegfielen, glaubte man, das Emporheben des Daumens gehöre auch zum Ablegen des Eides. Dabei mag die christliche Vorstellung von der Dreifaltigkeit Gottes und die damit zusammenhängende Vorliebe für die Zahl drei nicht unwesentlich mitgeholfen haben, wie folgende Stelle eines handschriftlichen Statuarrechtes der Freiämter zeigt: „Da merckh mit Fleiss ein ieder Mänsch, der ein Eydt will schwehren, der soll auffheben drei Finger. Bei dem ersten, das ist der Daumen, ist zuo verstehen Got der Vatter, beim andern Gott der Sohn, bei dem tritten der hl. Geist. Die andern zwei letsten Finger in der Handt zeigent (zeugen) vnder sich. Der ein bedeut die kostliche Sell, das sie geboren ist vnder der Mänschheit, vnd der fünffte, Kleinfinger, bedütet den Leib, als der ist der kleiner zuo schetzen gegen der Sell. Der do faltsch schwerth, der redt zuo gleicher Weiss, als ob er spräche: also soll mein Sell, die ich bedütet beim vierten, vnd mein Lîb, beim fünften Finger, mit ein anderen verdambt werden (1643)." [1])

Weitere Beispiele aus der Rechtsgeschichte, die beweisen, dass das Volk die Hand und die Finger gerne als eine Art Individuen auffasst, könnten leicht beigebracht werden; wir führen noch einige aus der

---

[1]) Aus Rochholz, Alem. Kinderlied, S. 100.

Kindersprache an. Die Mutter charakterisirt die Finger etwa folgendermassen:

Das ist der Dûme,
de isst gern Bappen und Rûme,
de sait, wo neh?
de sait, is Here Garte,
de sait: 's ist nit verlaubt,
sust wird dir der Chopf abghaut! etc.
(Rochholz, S. 108.)

und merkt an dem heiteren Gesicht ihres Kindes, dass diese Personifikation nicht über sein Fassungsvermögen geht, ja vielmehr der eigenen Vorstellungsweise der Kleinen recht eigentlich entgegenkommt.

Dass das Kind dem einträchtigen Zusammenwirken der Finger seinen Brei verdankt, wird ihm durch folgenden Spruch zu Gemüt geführt:

Feuf Engeli hänt gsunge,
feuf Engeli chömet gsprunge.
's erst blôst 's Fürli a,
's zweut stellt es Pfändli dra,
's dritt schüt't es Bäppli drî,
's viert thuet brav Zucker î,
's feuft sait, 's ist ag'richtt:
ietz mîs Büebli, brönn di nit! (Rochholz, S. 108 f.)

In diesem Spruch ist besonders die sechste Zeile zu beachten: der vierte Finger wirft Zucker in den Brei; Zucker war aber ursprünglich dem Volk kein Genussmittel, sondern eine Arznei; der vierte Finger ist also der Arzt unter seinen Kameraden. Darum ist es auch nicht zufällig, dass er es ist, der den ins Wasser gefallenen Daumen zu Bett bringt oder nach einer andern Lesart warm zudeckt. Ja er heisst in gewissen Gegenden geradezu Arztfinger und nach Rochholz Lachsner.[1]) Der Hand wird überhaupt Heilkraft zugeschrieben und zwar nicht nur bei den Germanen, sondern auch bei den Semiten: „Und er (Jesus) streckte die Hand aus und rührte ihn an und sprach: Ich will es tun, sei gereinigt. Und alsobald ging der Aussatz von ihm.“ (Luc. 5, 13.)

Der Mittelfinger, der sich unbescheiden vordrängt, wird digitus impudicus, Schamfinger, oder auch Narrenfinger genannt, denn die

[1]) Dieses Wort hängt mit goth. lêkeis = Arzt und engl. leech zusammen und bedeutet jetzt noch einen Menschen, der durch abergläubische Mittel Tiere und Menschen kurirt. Lachsner = Ringfinger soll im Kanton Zürich vorkommen; genauere Angaben fehlen aber, sogar das schweizerische Idiotikon weiss nichts näheres, so dass die Bedeutung fraglich ist.

Narren wollen ja auch überall die vordersten sein; der Appenzeller Witz nennt ihn Landammann.

Der Zeigefinger, der nach seinen Verrichtungen in der lex. Sal. Schussfinger, Bogenspanner heisst, ist in einigen Gegenden mit dem Spitznamen Butterlecker, Hafenlecker bedacht worden, in den Spielsprüchen aber soll er gern der Dieb genannt werden. (Vgl. Rochh., S. 103.)

Grosser Aufmerksamkeit erfreute sich stets der Daumen und mit Recht: er hält den vier andern das Widerspiel und ist wegen seiner gedrungenen Kürze das Symbol der Kraft geworden. Daher die Redensarten „unter dem Daumen sein"; „jemanden unter den Daumen kriegen"; „einem den Daumen aufsetzen"; „den bessern Daumen (d. h. die Oberhand) haben". An diesen Finger haben sich auch die Begriffe des Arbeitens, Erwerbens und des Festhaltens des Erworbenen geknüpft. Die Daumen drehen, heisst faullenzen; von einem Menschen, der ungern bezahlt, sagt man, er habe den Daumen verrenkt (franz. être malade du pouce), er halte den Daumen in der Hand oder auf dem Geldbeutel. Wo sich der Volksgeist so mit einem Ding beschäftigt, hat in der Regel auch die Mythologie eine Rolle gespielt. Als Pollux (= pollex) verehrten den Daumen die Alten; bei den Germanen schien er dem Wuotan geheiligt gewesen zu sein. Dafür spricht nicht nur die Tatsache, dass die Spanne Wuotansspanne genannt wurde, sondern auch einige Redensarten und Gebräuche, die sich auf das Spiel beziehen. Wuotan, war der Gott des Glücks und des Spiels und jetzt noch drückt oder kneift man einem scherzhaft den Daumen, wenn man will, dass ihm ein Wunsch in Erfüllung gehe, oder wenn man ihm das Glück, z. B. im Spiel, günstig stimmen möchte. Früher pflegte man zu sagen, dem Glücklichen laufe das Spiel auf dem Daumen. (Grimm, D. M., S. 145.)

(Schluss folgt.)